Zeitschrift: Sprachspiegel: Zweimonatsschrift

Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache

Band: 3 (1947)

Heft: 9

Artikel: Unsere Soldatensprache [Schluss]

Autor: Wanner, Hans

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-420049

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 26.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Unsere Soldatensprache

(Shluß)

Nicht zu unterschätzen in ihrer Bedeutung für die Soldatensprache sind schlieklich noch die Abernamen. (Hier komme ich nicht um Beispiele herum; die Betroffenen mögen es mir verzeihen!) Manche sind wirkliche Spottnamen wie "Sportmichel" (für einen Unteroffizier, der eine Zeit= lang die Rolle des Sport="Offiziers" spielte und sich dabei nicht wenig fühlte), besonders diesenigen, die ein körperliches Merkmal treffen; 3. B. heißt "de Bodesuri" ein auffallend kleiner Offizier, "de Garte= zwerg" ein anderer (aber im Grad bedeutend höherer, und als er eines Tages plötzlich verschwunden war, es fiel eben der erste Schnee, ging das geflügelte Wort um: "Jez hand's de Gartezwerg ineg'no, da ner nid im Schnee verlore goht!"). Ein noch Höherer war in seinem ganzen Befehls= bereich bekannt als "de Zwanzg=abachti" nach zwei Kalten um den Mund, die ungefähr der Zeigerstellung bei 8 Uhr 20 entsprachen. Um schärfsten aber tritt der Spott hervor in den Abernamen, die eine Charak= terschwäche kennzeichnen. Ein älterer und etwas ängstlicher Offizier heißt "Grosmueter" und ein Soldat, der im Rufe eines Angebers und Zuträgers steht, "Schwarzsender". In Zusammensetzungen mit dem Familiennamen kann sich der Spott verbinden mit dem Bedürfnis, einen bestimmten Namensträger von andern zu unterscheiden, wie in "Schnörri=Schlatter". Er kann aber auch ganz zurücktreten hinter dem Unterscheidungszweck wie in "Gügili=Müller", wie unser Spielwacht= meister nach seiner "Güge" gelegentlich genannt wird. Oft steckt sedoch hinter diesen Abernamen bloß der schon vorhin gestreifte Spieltrieb; ihm ist es wohl zuzuschreiben, wenn Oberst Constam in "Konrad Stamm" entstellt wird oder der Name unseres früheren Kommandanten (Hans Schindler) zu "Schinderhannes", trotzdem er weder ein Leuteschinder war, noch viel weniger die geringste Ahnlichkeit mit dem berühmten Räu= berhauptmann hatte. Das Spielerische findet sich ebenfalls deutlich aus= geprägt in der Abertragung des Abernamens "Chlemmharzer" von einem Zivilarzt auf den Assistenzarzt unseres Batallions mit der wei= tern Folge, daß der Batallionsarzt gelegentlich "de alt Chlemmharzer" genannt wird und der Verfasser als Sanitätswachtmeister (also "Under= gang" und "Zueschleger" der beiden) sich den Titel "de chli Chlemm=

harzer" gefallen lassen muß. Selbst Ortlichkeiten sind vor solchen Um= benennungen nicht sicher; "Seelebunker" heißt in einem gewissen Ort die Methodistenkapelle (in deren Untergeschoß sich das "Kazett" [Kran= kenzimmer!] befindet), "die chli Epa" eine Handlung, in der alles zu haben ist, und der Dorfplatz hat den großstädtischen Namen "Parade= plat" erhalten. In einem andern Dorf gab es sogar einen "Kaserne= hof", nämlich den auf zwei Seiten von Kantonnementen umsäumten Schulplatz, der auch zum Exerzieren, für Kauptverlesen usw. diente, so daß der Vergleich tatsächlich nahe lag. Ein Bauernhaus mit dem poeti= schen Namen zum "Rosengarten" wurde ruchlos zum "wiße Hund" um= getauft, nach dem weißen Schäferhund, der dazu gehörte, und einen von der Truppe erstellten Waldweg nannte man "Löuegäßli", teils nach einer Gasse der Schaffhauser Altstadt, teils nach dem bauleitenden Un= teroffizier. Un einem dritten Ort bekam ein friedlicher Winkel über Nacht den schaurigen Namen "Chöpferblatz", wiederum nach einem Schaffhauser Flurnamen, weil dort in später Stunde einige Weinflaschen mangels eines Zapfenziehers mit dem Bajonett "geköpft" wurden. Die Bezeichnung "Goldfüste" für ein wohlbekanntes Gestade im Berner Oberland ist wohl in der ganzen Urmee verbreitet. Zu den bereits ge= nannten Gründen, die bei der Entstehung von Abernamen, teils einzeln, häufiger wohl gemeinsam in den verschiedensten Mischungsverhältnis= sen wirksam sind, tritt noch ein weiterer, wenigstens bei den Abernamen für die Vorgesetzten, nämlich das unbewußte Streben, die damit bezeich= neten Personen ihres Mimbus zu entfleiden und sie durch die burschifos= familiäre Benennung gewissermaßen in den persönlichen Kreis zu rük= ken, sie als seinesgleichen zu behandeln. Man möchte sagen, es sei eine Reaktion des seelischen Selbstbehauptungstriebes gegenüber dem Aber= legenen. Ganz gleich beurteile ich auch die den Abernamen parallel lau= fende Sitte, von Vorgesekten im Gespräch mit dritten nur den Tauf= namen zu nennen.

Nun beruht aber der besondere Charafter der Soldatensprache nicht allein auf dem eigentlich soldatischen Sprachstoff, sondern zum Teil auch auf dem Gebrauch, den sie vom allgemeinen Wortschatz macht, also auf der Auswahl unter den verschiedenen Abstufungen des Ausdrucks; das Ergebnis dieser Auswahl bildet das, was man den "Ton" einer bestimmten Sprachschicht oder eines Sprechers nennt. Der Ton unserer

Soldatensprache wird se nach dem Maßstab des Betrachters (d. h. seinen eigenen zivilen Sprechgewohnheiten) als ungeschminkt, derb, grob oder roh bezeichnet werden. Wesentlicher als diese Werturteile ist jedoch für uns die Tatsache, daß wohl seder im Dienst ungehobelter spricht als im Zivilleben; das ist so sattsam bekannt, daß es dafür keine weiteren Zeug= nisse braucht. Es liegt nahe, zur Erklärung dieses Sachverhalts zunächst an eine Wirkung der Massenpsychologie zu denken, d. h. an eine unbe= wußte Unterordnung des Zivilisierteren unter den Primitiveren. Ich möchte den Einfluß dieser so häufigen Erscheinung auch keineswegs leug= nen, aber ich hielte es für einen Irrtum, wenn man sich mit dieser Erklä= rung begnügen wollte. Auch das Fehlen des weiblichen Elementes mag mitspielen, beobachtet man doch regelmäßig, wie jeder, der nicht wirklich im Grunde seines Wesens roh ist, vor weiblichen Ohren unwillfürlich seine Rede mildert. Doch auch damit sind wir nicht zum Kern der Sache vorgedrungen. Derselbe Mann, der im Zivilleben gewohnt ist, z. B. die Dinge um die Verdauung nur in verhüllender Amschreibung anzudeuten, spricht sie im Dienst ohne Kemmung mit den unmittelbarsten Ausdrücken offen aus; aber nicht, weil er unter dem Einfluß seiner weniger "gebilde= ten" Rameraden plötzlich Freude am Rohen bekommen hätte, sondern weil er instinktmäßig empfindet, daß zarte Umschreibungen seinen gegen= wärtigen Lebensumständen widersprechen und darum gefünstelt wirken würden, während sie im kultivierteren zivilen Leben den durchaus natür= lichen guten Ton darstellen. Dieser grobe Ton beruht also unter anderm auch auf einer seelischen Reaktion, und zwar gegen das primitive, manch= mal fast urmenschliche Leben, das der Dienst nun einmal mit sich bringt: es ist ein Versuch der Seele, mit diesem primitiven Leben fertig zu wer= den, indem sie sich selbst primitiv gebärdet und damit den Zwiespalt zwi= schen der Außenwelt und den feineren Kräften des Ichs auf ein erträg= liches Maß herabmindert.

Don gewissem Interesse ist auch die Frage, inwieweit unsere Soldatensprache bodenständig sei oder wie stark sie unter dem Einfluß der deutschen Soldatensprache stehe. Da ist zunächst einmal zu beachten, daß ein wesentlicher Teil des niederen Umgangssargons, der Vulgärsprache, wie diese Schicht auch genannt wird, nicht unserm Schweizerboden, sondern dem Asphalt der deutschen Broßstädte entsprossen ist. So sinden wir Wendungen wie "Gibel", "en Chrampf verzelle", "merci für de Borer", "en Sput ryke", "en Blanz im G'sicht" usw. in gleicher oder doch ganz ähnlicher Verwendung auch in reichsdeutschen und elsässischen Wörter= büchern verzeichnet; "Kipper" verrät schon seine Lautform als sprach= lichen Neubürger. Doch sind alle diese Ausdrücke auf dem Wege über die Dulgärsprache in die Soldatensprache geraten, so daß mindestens nicht von einer unmittelbaren Entlehnung aus der deutschen Soldatensprache die Rede sein kann. Unders verhält es sich mit Wörtern wie "Uff" oder "Häuptling", die der deutsche Soldat im gleichen Sinne braucht; hier ist wohl eher an Entlehnung zu denken als an die Möglichkeit, daß die Ent= wicklung in diesen beiden Källen dies= und senseits der Grenze unab= hängig voneinander denselben Weg gegangen sei. Außer Zweifel steht die Herkunft aus der deutschen Soldatensprache bei "Gummi" (Brot); Otto Maußer erklärt es in seinem 1917 erschienenen Büchlein über die deutsche Soldatensprache sehr einleuchtend als Entstellung aus Komiß (=brot). Im allgemeinen zeigt sich also eine auffallend starke Selbständig= keit unserer Soldatensprache, und wenn auch für die neueste Zeit die Vergleichsmöglichkeiten fehlen, so spricht doch kein Unzeichen dafür, daß ein Umschwung in dieser Beziehung eingetreten sei. Bei aller Vorsicht gegenüber voreiligen Schlüssen wird man doch behaupten dürfen, die Sprache des Deutschschweizer Soldaten sei viel bodenständiger als etwa sein Liederschatz.

Wenn wir nun zum Schluß versuchen, die Frage nach den Brundlagen und den geistig-seelischen Kräften, aus denen unsere Soldatensprache herausgewachsen ist, zu beantworten, dann werden wir gut daran tun, die in den bisherigen Abschnitten gemachten Beobachtungen zu verwerten. Dann werden wir auch nicht in den üblichen Irrtum verfallen, daß man glaubt, mit dem Stichwort "Standessprache" alles erklärt zu haben. Richtiger wäre es übrigens bei uns, von einer Gemeinschafts= sprache zu reden; denn für eine Standessprache fehlt uns schon die Voraussetzung, nämlich der besondere Soldatenstand. Der Seemann, der Kunde, der Student gehört dem entsprechenden Kreis entweder lebens= länglich oder doch für mehrere Jahre ununterbrochen an; sein Dasein sindet in ihm den eigentlichen Inhalt, auch wenn die Zugehörigkeit zum Stande, wie eben beim Studenten, zeitlich begrenzt ist. Ganz anders aber unser Milizsoldat! Er empfindet ganz natürlich den Dienst als eine

Störung des eigentlichen Lebens, als einen anormalen Zustand *. Aber gerade darin wurzelt seine paradoxe Einstellung dem Zivilisten gegen= über: er, der eben selbst noch Zivilist war und dessen unverhohlener Wunsch es ist, möglichst bald wieder einer zu sein, betrachtet doch den Zivilisten als ein fremdes Wesen. Seinem gewohnten Lebenstreis ent= rissen, fühlt sich der Soldat nur verbunden mit denen, die gleichzeitig seinen anormalen Zustand teilen. Dieses Gemeinschaftsgefühl, das durch das enge Zusammenleben und die starke Abhängigkeit voneinander noch wesentlich gefördert wird, begünstigt auch die Gemeinschaftssprache aus dem unbewußten Streben heraus, den der Gemeinschaft nicht Un= gehörenden durch die sprachliche Sonderung auszuschließen. Auch hier wird man wieder eine menschliche Schwäche in Rechnung stellen müssen: die harmlose Eitelkeit, die sich etwas darauf zugute tut, eine Sprache zu besitzen, die der Laie nicht ohne weiteres versteht; etwas Ahnliches läßt sich ja 3. 3. auch bei der Jägersprache beobachten. Die Deutung der Soldatensprache als Gemeinschaftssprache besteht also durchaus zu Recht, aber sie allein scheint mir nicht zu genügen. Es ist in diesem Zu= sammenhang noch auf einen wesentlichen Unterschied gegenüber den Standes= und Berufssprachen hinzuweisen (wobei sich die Studenten= sprache auf die Seite der Soldatensprache stellt): in jedem Berufsstand ist die Kachsprache sozusagen die offizielle Redeweise und wird durchaus in vollem Ernst angewendet, ohne bei den Angehörigen des Berufes eine humoristische Wirkung zu beabsichtigen oder zu erzielen, mag sie dem Außenstehenden noch so lächerlich erscheinen. Die Soldatensprache da= gegen läuft gewissermaßen neben der "normalen" Sprache her; bei ihrem Gebrauch bleibt man sich stets mehr oder minder bewußt, daß man andere als die eigentlichen, sonst üblichen Ausdrücke verwendet, und die Absicht der humoristischen Wirkung liegt meist klar zutage, wird auch in der Regel vom Hörer dankbar anerkannt, indem er den Ausdruck über= nimmt und so zu seiner Ausbreitung beiträgt. Wir dürfen also bei un= serm Versuch, die seelischen Wurzeln der Soldatensprache zu ergründen,

^{*} Um alle Mißverständnisse auszuschließen, sei hervorgehoben, daß diese und die folgenden Ausführungeen durchaus nicht als ablehnende Einstellung gegensüber der Armee aufgefaßt werden dürsen; es liegt mir nur daran, sachlich und nüchtern die seelische Grundstimmung des Schweizers und des Kulturmenschen überhaupt zu umreißen, der den Krieg und damit das Soldatenleben nicht als die normale oder gar höchste Daseinssorm mißversteht.

das Bedürfnis des Soldaten nach Humor nicht übersehen, das sich ja auch sonst in allen möglichen Formen äußert. Das führt uns nochmals zurück zu den Abernamen. Wenn wir uns daran erinnern, daß Wörter nicht Definitionen der bezeichneten Sachen, sondern nur Zeichen, eben "Namen" dafür sind, dann sind wir auch berechtigt, mindestens einen ansehnlichen Teil des soldatensprachlichen Wortschakes wie die Abernamen zu beurteilen; statt Einzelwesen benennen sie eben ganze Kate= gorien wie Grade oder Waffengattungen, und von da aus braucht es zur Abertragung auf leblose Dinge usw. nur noch einen kleinen Schritt. Nun haben wir bei den Abernamen - wie schon bei den Abkürzungen - auf die große Bedeutung des Spieltriebes hingewiesen. Aber auch vom all= gemeinen Wortschatz der Soldatensprache ist ohne Zweifel ein wesent= licher Teil unter lebhafter-Mitwirkung dieser Kraft entstanden; ein Blick auf die Studentensprache wird uns in dieser Auffassung nur bestärken. Ebenso wichtig ist eine weitere Beobachtung, die wir an den Abernamen gemacht haben: wie etwa der Vorgesetzte durch den Abernamen gleich= sam vom Sockel heruntergeholt und vom Sprecher zu seinesgleichen gemacht wird, so rückt man durch eine entstellende, humoristische oder auch nur derbe Benennung eine Sache aus ihrer Distanz in den person= lichen Kreis herein und stellt sich damit über sie. Ferner haben wir in der allgemeinen Derbheit der Soldatensprache den Versuch erblickt, das Pri= mitive leichter zu überstehen durch vorübergehende Ungleichung; genau so steckt in diesen Umbenennungen das Streben, mit den einzelnen un= beliebten Erscheinungen des Dienstes fertig zu werden, indem man sie mit einem groben oder humoristischen Ausdruck abtut. Das Bedürfnis nach humoristischer und der Hang zu derber Ausdrucksweise entspringen also mindestens zum Teil derselben seelischen Lage. Man könnte daher die hier wirksamen Motive zusammenfassen als das Streben, die Span= nung zwischen dem kultivierteren Zivilleben und dem primitiveren Da= sein des Dienstes zu überwinden.

Ich glaube, damit sind die wichtigsten Kräfte nachgewiesen, die unsere Soldatensprache hervorgebracht haben, wohl größtenteils in vereintem Zusammenwirken, wobei hier die eine, dort die andere oder dritte den Hauptanteil leistete. Ich möchte sogar so weit gehen, den Spieltrieb und das zuletzt noch geschilderte Streben nach Spannungsausgleich als die eigentlichen schöpferischen Kräfte anzusprechen und dem, was über das

Wirken des Gemeinschaftsgefühls gesagt wurde, mehr nur die Rolle des Vermittlers und Erhalters zuzuschreiben. Man darf also nicht glauben, die Soldatensprache entspringe auf irgendeine wunderbare Weise der Gemeinschaft, sozusagen als eine Kollektivschöpfung. Es sind immer nur einzelne, die dank besonderer Begabung unter dem Walten der genann= ten Kräfte neue Ausdrücke und Wendungen prägen. Die notwendige Voraussetzung dafür ist aber das Vorhandensein einer Gemeinschaft; aus ihrem Geist heraus entsteht das Neue. Entspricht es ihrer Grundstim= mung und ihren seelischen Bedürfnissen, dann macht sie es sich zu eigen. Dadurch erst wird das, was zunächst nur der "Fund" oder der leicht hin= geworfene Witz eines Einzelnen war, zu einem Bestandteil der Gol= datensprache. Diese Wechselwirkung von Einzelpersönlichkeit und Ge= meinschaft läßt sich an der Soldatensprache besonders leicht beobachten; ohne Zweifel aber liegt sie auch seder andern Urt von Sprache zu Hans Wanner Grunde.

Falsche Umsetzungen in die Mundart

Man kann heutzutage in der Mundart viel von Aberisstimmung hören; in der Vereinssprache, die sich für mundartlich hält, stimmt man mit dem geschätzten Herrn Vorredner überis (oder auch nicht), und zwei Redner können sich da überisstimmend äußern. Wie weit das in unsern Mundarten verbreitet ist, weiß ich nicht; sedenfalls in Bern scheint diese Aussprache "übereinstimmend" zu sein – und doch ist sie falsch.

Es gibt ja im Gemeindeutschen zwei Wörter ein, die miteinander gar nichts zu tun haben: 1. Das Zahlwort eins, einer, wozu auch all=ein und ein=ig gehören, hat alten Diphthong und heißt in unsern Mundarten je nach der Gegend ains, eis, aas, ääs; 2. das Orts=adverb ein (ein=seken, hin=ein usw.) hat altes langes i, daher auch im Schweizerdeutschen ii, iiseke, iinee usw. Nun bedeutet aber natürlich übereinstimmen nicht "über etwas hinein kommen", sondern "darüber eins, einig werden". Demnach muß es echt mund=artlich zweisellos überai, überei, überaa, überää heißen, und so führt auch das Idiotikon (I 286) aus Zürich an: es ist Alles übereis